

Die Toten des Jahres

Autor(en): **[s.n.]**

Objektyp: **Obituary**

Zeitschrift: **Thurgauer Jahrbuch**

Band (Jahr): **21 (1945)**

PDF erstellt am: **16.08.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Die Toten des Jahres

Der Dichter Manuel Deucher

Von Eugen Teucher

Hätte Manuel Deucher nicht sein Werk hinterlassen, seine auf Weihnachten 1941 im Verlag von Huber & Co. in Frauenfeld erschienene und seither, im Herbst 1943, zum zweiten Male aufgelegte Gedichtsammlung «Frühe Fahrten», so würde man vielleicht außerhalb des Kreises seiner Verwandten und Freunde heute nur noch als von einem bedauernswerten und menschlich zu Herzen gehenden Schicksal eines hochbegabten, aber in frühestem Mannesalter von 31 Jahren dahingeschiedenen Menschen sprechen. So aber ist dieses sein Werk da, das einzige, was neben der unsterblichen Seele dauernden Bestand hat und was noch in späten Tagen von dem Sein und Wirken seines Schöpfers künden wird. Durch sein dichterisches Werk — wenn es auch klein ist und außer einer Anzahl von Arbeiten Manuel Deuchers in Zeitschriften nur in dem einen genannten Bändchen besteht, hat sich dieser in Bern aufgewachsene Thurgauer auch hinieden eine gewisse Unsterblichkeit gesichert, die ihm in einem noch höheren Sinne, ihm, dem tief Gläubigen und tapfern Christen, unverbrüchlich gesichertes und durch Christus verbürgtes Gut gewesen war. Man sieht an dieser Tatsache, wie auch für die andere, gewissermaßen irdische Unsterblichkeit das Werk, das schöpferische Werk eine unerhörte Gnade und ebenfalls ein großes Geschenk Gottes ist.

Die «Frühen Fahrten» haben gleich bei ihrem Erscheinen berechtigtes Aufsehen erweckt. Die Kritik stellte einmütig fest, daß hier nicht irgendein Gedichtband erschienen sei, sondern daß ein Dichter darin spreche, der aus einem ungewöhnlich reichen Innern schöpfe und der durch Anlage, Schicksal und Leid zu einer seltenen Klärung gekommen sei. Ein Erbteil von Manuel Deuchers spanischer Mutter bewirkte, daß die romanischen Formen und Themen stark im Vordergrund stehen. So ist das Sonett eine viel gebrauchte Form; auch stanzentartige Strophen kommen oft vor, und Themen wie Santander, Velasquez, Sevilla, aber auch Botticelli, Debussy, Petronius und andere weisen immer wieder auf die große Sehnsucht des Mittelmeeres. Die Liebe zur Natur und die Verpflichtung gegenüber der Kultur bildeten in Deucher eine harmonische Einheit.

Im Dichten lag für Manuel Deucher der Sinn des Lebens. Alles, was ihn anrührte, legte er in das Gedicht.

«In engen Seiten ist es ausgebreitet
Dies Leben, das ich dankbar meines nenne,
Das deinen Spuren folgend reifer schreitet,
Weil endlich ich den Sinn des Herbstes kenne . . .»

Viel Verwandtes mit Rilke liegt in diesen Versen, Rilke, dem ja auch ein Gedicht der Sammlung gewidmet ist: diese letzte Sinnerfüllung im dichterischen



Werk und das Wissen um den frühen Herbst. Dieses Bewußtsein hat ihn offenbar immer, schon vor seiner schweren Erkrankung, beherrscht, daß er nicht lang zu leben habe, und es trieb ihn, wie zahlreiche seiner Schicksalsgenossen, dieses Leben noch mit dem letzten Sinn auszufüllen. Courte et bonne! Dieses Motiv mit seiner wundervollen Erläuterung aus C.F. Meyers «Gustav Adolfs Page» fällt uns ein, und sie gelten in einiger Variierung auch für das Leben Manuel Deuchers: «Ich wünsche mir alle Strahlen meines Lebens in ein Flammenbündel vereinigt.» Ohne barock zu sein, darf man dieses Flammenbündel auf das hinterlassene Werk des jungen Dichters deuten.

Manuel Deucher kam in Bern als Sohn des Arztes Dr. med. Paul Deucher am 7. August 1912 zur Welt. Sein Großvater war Bundesrat Dr. Adolf Deucher. Manuel Deucher empfand zeitlebens eine tiefe Verbundenheit mit der thurgauischen Heimat, obschon er, in Bern geboren und aufgewachsen, sie nur durch Ferienaufenthalte und Wanderungen kennen lernte. Mit seiner Mutter, an die ihn eine außerordentlich starke Beziehung band, hielt er sich längere Zeit in Ermatingen auf, und als Student durchstreifte er alle historisch merkwürdigen Orte. Er trug sich auch mit dem Plane, eine größere historische Arbeit über die thurgauischen Klöster zu schreiben.

In Bern besuchte er das Literargymnasium und zeigte von Anfang an besondere Vorliebe für die Fächer Geschichte und deutsche und romanische Literaturen. Mit dem Studium der Jurisprudenz hoffte er sich einen Weg zu bahnen für weitere, noch unsichere Pläne. Da wurde er gegen Ende seines dritten

Lebensjahrzehntes von einer jener furchtbaren Infektionskrankheiten des Rückenmarkes und Stammhirns, die unter verschiedenen Formen (mult. Sklerose, Kinderlähmung, Schlafkrankheit) Tausende von jungen Menschenleben vernichtet oder doch schwer gehemmt haben, erfaßt, und gegen diese Krankheit kam Manuel Deucher trotz der ärztlichen Kunst seines Vaters und zugezogener Spezialisten nicht mehr auf. Mit bewunderungswürdiger Geduld trug er sein schweres Los, und in den bangen Jahren kam nie eine Klage über seine Lippen. Eine große Herzensgüte und ein Verstehen für die ganze Welt strahlte von ihm bis in die letzten Tage seines Krankenlagers aus. Was er gelitten, als ihm nach und nach das Augenlicht und dann der Gebrauch seiner Glieder genommen wurde, durfte niemand ahnen. Am 30. Oktober 1943 schied er dahin mit den letzten Worten: «Dein Wille geschehe.»

Wenn Gott einst zu mir sprechen wird: Wo sind
Die Gaben, die ich schenkte deiner Seele?
Die offenen Augen — blicken sie nicht blind
In sommerliches Reifen? Dann erzähle

Ich ihm das Märchenwunder, das geschah:
Daß meine Sinne keine Welt mehr brauchen
Und keine Sommerdüfte, die sich nah
auf meine Wimpern wie auf Zweige hauchen,

Weil ich die Welt in meinem Herzen trage,
Und heiliger Glanz für ewig in mir brennt.
Da stirbt auf Gottes Lippen jede Frage:
Er weiß, daß Liebe keine Worte kennt.

Sehnsucht

Weit wie der See
Ist meine Sehnsucht,
Und ihre Grenzen versinken
In der Unendlichkeit,
So wie die Wogen im
Saglosen Blau.
Und wenn die große
Sonne ihr Gold auf das
Strahlende Wasser wirft,
Spürt sie sich größer und reich wie
In meiner Sehnsucht
Dein Antlitz.
Doch der leiseste
Windhauch macht die
Wellen erbeben: sie
Sehen die Sonne,
Aber sie schauern
Fast wie nachts.

Die Gnade

Auch wer es nicht begreift, warum gerade
Gott ihn beruft, der folge seinem Strahle —
So wie zum Licht sich dreht im Korn die Rade,
Obschon sie nichts versteht, und wie die Schale,
Die noch nicht weiß, wozu aus schöner Jade
Die Künstlerhand sie schuf, des Weines fahle,
Gelbgoldne Tropfen aufnimmt — denn die Gnade
Befällt wie Kinder uns mit einem Male
Und will gar nicht, daß wir sie gleich verstehen,
Nur daß wir voller Andacht mit ihr gehen
Und sie behüten und die Seele weit
Ihr öffnen und geduldig betend warten:
Damit wir, wenn wir wissen, was den Garten
Betrat, zum größten Wunder sind bereit.

Olga Mötteli

Olga Mötteli, geboren am 31. Mai 1886, verlebte unter der Obhut treu besorgter Eltern ihre Jugendzeit zur Hauptsache in Frauenfeld. Nach dem frühen Tode des Vaters umhegte und umsorgte die Mutter ihr einziges, gesundheitlich zart veranlagtes Kind mit doppelter Sorgfalt. Einundzwanzigjährig verlor Olga auch die Mutter, und nun folgten für das junge Mädchen Jahre, in denen sie nicht nur mit Einsamkeit, sondern auch mit schweren Erkrankungen zu kämpfen hatte. In der Stille des Krankenzimmers entfalteten



sich aber ihre reichen Gaben des Geistes und Gemütes in einer Weise, die eine nach außen gerichtete Tätigkeit wohl nie erlaubt hätte. Sie ermöglichte ihr ein Verarbeiten aller Erlebnisse und Eindrücke, ein Sichversenken in die Lektüre und eine Hingabe an allerlei Studien, wie wir es im Getriebe des Alltags nicht mehr fertig bringen. Wie hat sie sich den Inhalt der sonntäglichen Predigten und unzähligen Bücher zu eigen gemacht! So konnte sie später allen, die mit einer Not oder einer Bitte um Rat zu ihr kamen, aus der Fülle schenken. Das haben nicht nur ihre Verwandten und Freunde, sondern auch viele fremde Menschen erfahren. Besonders auch junge Menschen wußte sie in reiferen Jahren zu begeistern, anzuregen und zu fördern.

Dieses Gebanntsein an die nächste Umgebung ließ sie nur um so tiefer mit der engsten Heimat verwachsen und in Liebe alles umfassen, was diese betraf, ihre Schönheiten, Natur und Menschen, ihre

Geschichte, ihre Sitten und Gebräuche. Es öffnete ihr die Augen für hundert Dinge, an denen andere achtlos vorbeigehen, machte sie aber auch doppelt genüßfähig für das, was ihr in gesunden Tagen längere oder kürzere Aufenthalte in der Ferne boten: ein Jahr Haushaltsschule in Deutschland, das ihr treue Freunde schenkte, und ein kurzer Aufenthalt in Italien.

In der Stille des Krankenzimmers erwachte ihr Interesse an der Botanik. Aus der Blumenfreundin, deren Garten jeden Sommer in voller Blüte stand, wurde unter der gestrengen Leitung von Professor Wegelin eine tüchtige Botanikerin. Für ihre selbständige Forscherarbeit und ihre erstaunliche Pflanzenkenntnis zeugt ihre Sammlung thurgauischer Moose und der erst vor kurzem fertig erstellte thurgauische Florenkatalog. Eine seltene Verbindung von wissenschaftlicher und künstlerischer Begabung und eine tiefe Ehrfurcht vor der Natur bewahrte sie vor dem bloßen Zergliedern und ließ sie die Pflanzen stets in ihrer ganzen Schönheit und Eigenart erfassen und sogar in entzückenden Pastellzeichnungen wiedergeben. Ihre naturwissenschaftlichen Kenntnisse befähigten sie, nach dem Tode von Professor Wegelin die Betreuung der naturwissenschaftlichen Abteilung des Thurgauischen Museums in Frauenfeld zu übernehmen. Im Zusammenhang mit dieser Aufgabe wandte sie sich auch der Fauna zu und verfaßte eine Arbeit über die Schnecken des Kantons Thurgau.

Diese immer reifer werdende Kunst der Darstellung zeigte sich auch auf literarischem Gebiet. Davon zeugen zahlreiche Gedichte in Mundart und Schriftdeutsch, manche biographische Artikel, zum Beispiel das mit großer Freude entworfene Lebens- und Arbeitsbild des von ihr hochverehrten Naturforschers Oswald Heer, dann verschiedene kleine Schauspiele, unter anderem das reizende Märchenspiel «Libelinde». Wie manchem Kirchgemeindeabend von evangelisch Frauenfeld hat sie durch ihre Darbietungen eine unvergeßliche Note gegeben! Gestalten wie die Heiligen aus Kurzdorf oder die heilige Verena, die sie in ihrem Lieben, Glauben, Dulden, Kämpfen und Wirken darstellte, werden den Zuhörern unvergeßlich sein. Mit größter Bereitwilligkeit entsprach sie auch immer den Bitten um eine poetische Gabe bei festlichen Anlässen. Immer wußte sie dann durch ihre oft von köstlichem Humor durchsonnte und über dem Niveau gewöhnlicher Gelegenheitsverse stehenden Gedichte der Veranstaltung einen tieferen Sinn oder eine höhere Weihe zu geben. Mit innerer Anteilnahme war sie auch dem «Thurgauer Jahrbuch» zugetan und steuerte in den letzten Jahren gerne eine wissenschaftliche oder poetische Arbeit bei, sofern ihre Kräfte ihr dies erlaubten. Noch der einleitende Beitrag dieses Heftes ist ihrer Anregung zu verdanken.

Olga Mötteli fand Ersatz für eine eigene Familie in den Familien ihrer Vettern und Cousinen, an deren Wohl und Wehe sie aufs liebevollste teilnahm. «Tante Olga» war für ihre Nichten und Neffen und

für ihre Patenkinder der Inbegriff von Güte und Hilfsbereitschaft. Gleiche Liebe und unentwegte Treue schenkte sie auch ihrem großen Freundeskreis.

In den letzten Monaten mehrten sich die Anzeichen körperlicher Schwäche und eines seelischen Druckes, der sich auch in der Wahl des Textes für ihre Bestattungsfeier verriet: «Aus der Tiefe rufe ich, Herr, zu dir. Herr, höre die Stimme meines Flehens!» Dieser Zustand führte dann durch einen ganz unerwartet raschen Kräftezerfall zum Tode. Die Verstorbene hat eine reiche Lebensernte eingebracht, für die viele dankbar sind. Das bedeutet die Erfüllung des Wunsches, dem sie schon früh in folgenden Versen Ausdruck gegeben hatte:

Lasse solche Reife, Herr, mir geben,
meiner Seele, meinem ganzen Leben,
daß ich nach des Sommers heißen Tagen
darf im Lichte meine Ernte tragen,
daß im Segen sich die Ähren biegen
und zu leicht in Meisters Hand nicht wiegen!
Br.

Dr. phil. Jakob Geißbühler

Sekundarlehrer in Amriswil (1896—1944)

Die ungeheuerlichen Ereignisse des Weltgeschehens werfen ihre Wellen auch über die Grenzen unseres Landes und fordern ihre Opfer: In jener Schreckensnacht vom 28. April 1944, da ein grauenvolles Bombardement Friedrichshafen am Bodensee in Schutt und Asche legte, wurde Jakob Geißbühler, Hauptmann der Luftschutzkompanie Amriswil, auf dem Wege an seinen Posten in Erfüllung seiner soldatischen Pflicht von einer Herzlähmung befallen: lautlos sank er zu Boden, und alles ärztliche Bemühen erwies sich als vergeblich; er kehrte nicht mehr ins Bewußtsein zurück, und der Gattin brachte man einen Toten ins Haus. In ihm verlor unsere Schule einen hervorragenden Lehrer, die Wissenschaft einen bedeutenden Forscher und die weitere Öffentlichkeit einen Mann, der ihr in mancherlei Beziehung wertvolle Dienste leistete.

Die Wiege des jungen J. Geißbühler stand in der Käserei Hub bei Romanshorn; nach dem frühen Tode des Vaters zog die Mutter ins nahe Egnach. In dieser Umwelt wurde sein Auge geschult für alles, was da wächst und blüht, was kriecht und fliegt; es war der künftige Naturforscher, der hier den ersten Anschauungsunterricht genoß. Im Jahre 1917 erwarb er sich das Sekundarlehrerpatent im Kanton Thurgau, nach kurzen Vikariaten in Weinfelden, Eschlikon und Münchwilen wurde er 1919 an die Sekundarschule Amriswil berufen. Jakob Geißbühler zeigte sich bald als ein Meister in der Schule, der weit den Durchschnitt überragte, besonders in den naturwissenschaftlichen Fächern. Die Behörde erkannte die ungewöhnliche Fähigkeit des jungen Lehrers, und in großzügiger Weise wurde ihm gestattet, im renovierten Schulhaus ein Naturkundezimmer



ganz nach eigenen Ideen einzurichten, das dann lange Zeit als ein Muster seiner Art galt und oft von Lehrern und Schulleitern anderer Gemeinden in Augenschein genommen wurde. Doch die Lehrarbeit befriedigte ihn nicht völlig, es drängte J. Geißbühler seine Studien weiterzuführen; daher ließ er sich nochmals an der Universität Zürich immatrikulieren; bereits hatte er für seine Forschungen einen Gegenstand entdeckt, der sein leidenschaftliches Interesse erregte, das waren die oberthurgauischen Moore; alles zog er in den Bereich seiner Arbeiten, die geologische Entstehung der Moorbecken, die physikalisch-chemische Beschaffenheit des Wassers, Fauna und Flora, insbesondere aber zog ihn die Kleinlebewelt der Algen in ihren Bann, er machte Hunderte von Präparaten, und in Hunderten von Skizzen von wunderbarer Genauigkeit hielt er ihren Formenreichtum fest. Das Material wuchs ihm zu einem Berge an, und es war buchstäblich wahr, daß er das Moor bis auf den Grund ausschöpfte. Nach siebenjähriger Arbeit faßte er die Ergebnisse seiner Untersuchungen in einer Schrift zusammen, den «Grundlagen zu einer Algenflora einiger oberthurgauischer Moore», die ihm die Doktorwürde der Universität Zürich einbrachte. Die Bedeutung dieser Dissertation kann wohl nur der Fachmann würdigen; aber einen Begriff erhält man immerhin durch die Tatsache, daß der Autor nicht weniger als 735 Arten von Algen bestimmt hat; davon sind 113 Arten für das Gebiet der Schweiz als neu festgestellt. Das Werk fand denn auch bei den Spezialisten verdiente Anerkennung, sogar im Ausland. Den Dokortitel faßte J. Geißbühler als Verpflichtung auf; eine Reihe weiterer

Arbeiten wurde begonnen und mit der gleichen Gründlichkeit vorbereitet; der erste Teil einer unheimlich fesselnden Studie über die Uferbiozöosen des Bodensees, das heißt der Lebensgemeinschaften der Uferflora und Uferfauna, erschien noch im Druck, alles übrige blieb leider Fragment und harret eines neuen Bearbeiters.

Doch neben dieser Forschertätigkeit vernachlässigte er keineswegs das Lehramt, J. Geißbühler war ein ausgezeichneter Methodiker. Was seine Lehrweise glänzend und eigenartig machte, war die Verbindung einer genauen Beobachtung, einer scharfen Erfassung der Tatsachen mit einer energischen, geistigen Durchdringung und Verarbeitung, ohne welche er alle Schularbeit für wertlos hielt. Aber es lag in seinem Unterrichts noch mehr: Die Liebe und Ehrfurcht, die er den Erscheinungen des Lebens entgegenbrachte, und die in seiner Darbietung warm und impulsiv zum Ausdruck kamen, weckte auch in den Schülern die Einsicht in die großen Abhängigkeiten des natürlichen Geschehens und die Achtung vor der schöpferischen Offenbarung in der ungeheuren Mannigfaltigkeit der Lebensformen. So lagen ihm wohl ebenso sehr die erzieherischen Fragen am Herzen. Zu einer Zeit, als viele noch mit Mißtrauen der Pfadfinderbewegung gegenüberstanden, erkannte er deren erzieherischen Wert; er schätzte besonders ihre Absicht, die Kinder wieder mehr zum Leben in und mit der Natur zu veranlassen. In dem Streben, die Sache der «Pfadi» zu fördern, widmete er der Bewegung einen großen Teil seiner freien Zeit und war viele Jahre hindurch kantonaler Feldmeister. Das umfassende Wissen J. Geißbühlers verschaffte ihm großes Ansehen unter den Kollegen des Kantons: im Fache Biologie, was Methode und Stoffauswahl anbelangt, galt er als unbestrittene Autorität; auch in den «chemischen Schülerübungen» ging er eigene und eigenartige Wege. Einige bedeutsame Arbeiten methodischen Inhalts befestigten seinen Ruf (zum Beispiel im Jahrbuch der ostschweizerischen Konferenzen 1929); noch in der Herbstkonferenz 1943 bot er seine Erläuterungen zum Lehrplan-Entwurf für biologische Fächer, und im Sommer 1944 hätte er als Kursleiter die Fachgenossen in seine Gedanken praktisch einführen sollen.

Als Mitglied der Naturschutz-Kommission war er ein eifriger Vorkämpfer aller Bestrebungen, welche die natürliche Schönheit unserer Heimat zu erhalten suchen; immer wieder protestierte er dagegen, daß man die Seeufer durch häßliche Badehütten verschandle, wie auch, daß jemand das Recht beanspruche, die Allgemeinheit vom Strand abzudrängen.

Jakob Geißbühler war eine Persönlichkeit von ganz eigenem Gepräge. Man wußte bei ihm stets, woran man war. Als Forscher wie als Lehrer besaß er ohne Zweifel schöpferische Fähigkeiten; er verfügte über eine starke Phantasie, eine reiche Kombinationsgabe und strenge Konsequenz im Denken. In der Schule beharrte er unerbittlich auf Erfüllung der gestellten Aufgaben, und nicht leicht entging seinem

scharfen Auge eine Nachlässigkeit. Sein Beispiel einer hohen Pflichtauffassung, der Treue und Hingabe tragen wir zu bleibender Erinnerung in uns, und was er an edlen und fruchtbaren Gedanken der Schule geschenkt, ist eine Saat, die nicht verloren gehen wird.

H. A.

Alt-Bankdirektor Jean Kaestlin

Wenn auch Jean Kaestlin, der ehemalige Generaldirektor der Russischen Bank für auswärtigen Handel, der am 13. Juni 1944 auf seinem Landsitz Louisenberg bei Mannenbach im hohen Alter von 91 Jahren gestorben ist, den Thurgauer Heimatschein nicht besessen hat, so ist dieser bedeutende Auslandschweizer durch sein schönes Besitztum am Untersee doch bis an sein Lebensende mit unserer thurgauischen Heimat eng verbunden gewesen. Schon um die Jahrhundertwende ist er öfters in den Thurgau gekommen, und so war es damals für uns Bauernbuben jeweils ein Ereignis, wenn der russische Bankdirektor mit seinen Angehörigen im eleganten Zweispänner dahergefahren kam, um seine beiden in ländlichen Verhältnissen lebenden Schwestern in Amlikon und Griesenberg zu besuchen. Mit ihnen und deren Nachkommen ist er auch später zeitlebens noch in engem Kontakt geblieben, besonders seitdem er im Jahre 1906 den Herrschaftssitz Louisenberg bei Mannenbach gekauft hatte. Seine Gemahlin, eine geborene Französin, hatte ihn auf ihren Ferienaufenthalten in der Schweiz kennen gelernt, und so wurde er nach dem Kauf jeweilen als Sommeraufenthalt für die Familie benützt. Durch den Zukauf von Kulturland und Reben hat Kaestlin nördlich des Herrschaftssitzes einen prächtigen Naturpark anlegen lassen, der inzwischen zu seltener Schönheit herangewachsen ist und mit seinen seltenen exotischen Pflanzen eine Zierde der Gegend bildet.

Jean Kaestlin war ein typischer Vertreter eines «self-made man», wie der Engländer sich ausdrückt, ein bedeutender Schweizer, der aus eigener Kraft emporgekommen ist. Geboren am 27. Oktober 1853 als Sohn des Amtsrichters Johannes Kaestlin im rheintalischen St. Margrethen, ist er dort inmitten einer zahlreichen Familie in ländlich-bürgerlichen Verhältnissen aufgewachsen. Nur mit Sekundar- und kaufmännischer Ausbildung ausgestattet, trat er mit 25 Jahren in das damals bekannte Pariser Bankhaus Raphael Brothers ein, wo er sich umfassende Kenntnisse im Bankfach aneignen konnte. Bald berief ihn eine der bedeutendsten Großbanken Frankreichs, die Crédit Lyonnais, in führende Stellung. In deren Auftrag unternahm er im Jahre 1888 eine Inspektionsreise nach Rußland, wo er in Moskau eine Filiale für das Bankinstitut gründete. Schon 1892 wählte die «Russische Bank für auswärtigen Handel» den tüchtigen Finanzmann in die Generaldirektion. Dem St. Petersburger Hauptsitz sind in den folgenden

Jahrzehnten einige Dutzend Zweigniederlassungen und in den Hauptstädten Westeuropas vier Auslandsfilialen angegliedert worden. Damit wurde diese Großbank zu einem der größten und bedeutendsten Finanzinstitute des Russischen Reiches. Kaestlin, der vom Zaren den Titel eines Kommerzienrates erhielt, ist damals mit einer ganzen Anzahl hoher führender Persönlichkeiten aller Länder Europas in Berührung gekommen, die heute der Weltgeschichte angehören. Mit dem ersten Weltkrieg, vorab dem Zusammenbruch des alten Zarenreiches brach auch das Ende über das auf dem Höhepunkt angelangte Bankinstitut herein. Nun aber wurden die Filialniederlassungen in Paris und London zu selbständigen Banken gemacht und Kaestlin verlegte seinen Wohnsitz von Petersburg nach Paris. Obschon bereits im fortgeschrittenen Alter stehend, kam ihm in seinem Unternehmertum vor allem seine noch körperliche und geistige Rüstigkeit zu statten, so daß er mit 76 Jahren noch eine Reise nach den Vereinigten Staaten Nordamerikas unternehmen konnte und bis zum Ausbruch dieses zweiten Weltkrieges noch allein in Westeuropa umherreiste. So ist er denn erst vor wenigen Jahren, eigentlich nur gezwungen durch die Kriegsereignisse, in das behaglichere Leben des Schweizeraufenthaltes gedrängt worden. Während er nun den Winter regelmäßig im Hotel Baur au Lac in Zürich verbrachte, hat er die Sommeraufenthalte auf seinem Landsitz Louisenberg in der letzten Zeit von Jahr zu Jahr länger ausgedehnt. Er hat es sich nicht nehmen lassen, dort im Oktober 1943 seinen



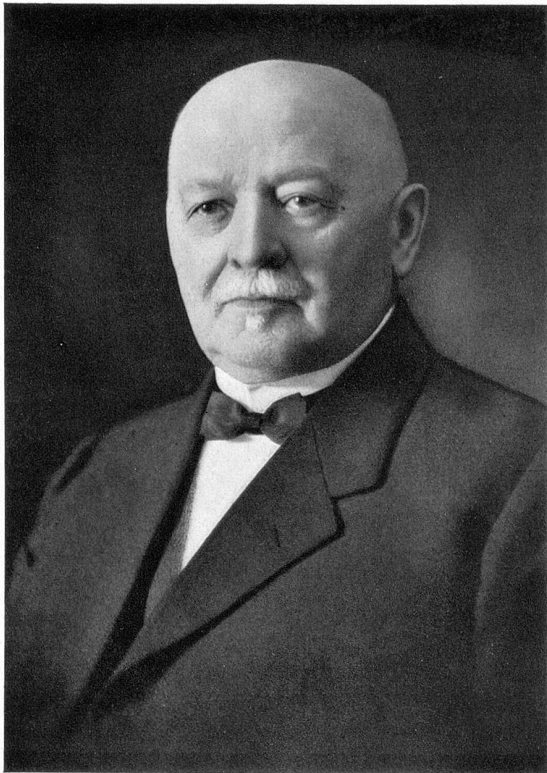
90. Geburtstag zu begehen. Die damals zahlreich eingegangenen Gratulationen hat er noch größtenteils eigenhändig, ohne Maschine, beantwortet, und zwar in einer Schrift, die niemals an sein hohes Alter erinnern würde.

So war denn der Verstorbene in der Unterseegegend immer eine sehr geachtete und gern gesehene Persönlichkeit, die trotz ihrer Weltgewandtheit die biedere Schweizerart nie verleugnete. Mancher wird sich erinnern können, in Mannenbach oder anderswo dem ehrwürdigen, großen, meist mit Handschuhen und Stock versehenen alten Herrn, mit dem frischen Gesicht, dem noch lebhaften Blick und den langen Silberhaaren, begegnet zu sein. Wer aber Gelegenheit hatte, mit dem immer noch leutseligen Herrn ins Gespräch zu kommen, das er nach langer früherer Gewohnheit meist hochdeutsch, oder, wenn es irgend anging, französisch führte, der wird bald gesehen haben, daß er es mit einem bedeutenden Mann zu tun hatte, der sich über den engern Horizont unserer Heimat umgesehen hatte und noch aus einer Zeit stammte, wo viele unserer Landsleute im Ausland jenen guten Schweizerruf begründen halfen, der bis in unsere Tage erhalten geblieben ist.

Hgt.

Regierungsrat Alois Wiesli

In St. Gallen ist am 5. Juli 1944 ein Mann dahingegangen, der in den Jahren seiner vollen Manneskraft im thurgauischen öffentlichen Leben einen nicht geringen Platz ausgefüllt hat. Wir meinen Jo-



hann Alois Wiesli von Wilen und Bußwil. Sein Vater war Hauptmann J. A. Wiesli zum «Sternen» in Hub-Bußwil. Von diesem Vater wissen wir nicht viel, doch meinen wir, wenn wir vom «Hauptmann Wiesli» hören — die Hauptleute waren zu seiner Zeit dünner gesät als heute —, eine harte, kernige, kraftvolle Persönlichkeit vor uns zu sehen. Die charakterliche Veranlagung des Sohnes wäre damit vom Vater her erklärt.

Kaum hatte Alois Wiesli das Mannesalter erreicht, als er seinen Vater verlor. Stütze der Mutter und der sechs Geschwister geworden, mußte er rasch das Leben meistern lernen. Sein Geist entwickelte sich früh zur Reife. Durch ein sicheres Urteil und ein festes Auftreten ragte er unter seinen Mitbürgern bald hervor, so daß ihn seine Dorfgenossen schon im Alter von 24 Jahren zum Ortsvorsteher und ein paar Jahre darauf zum Präsidenten der Bürgerverwaltung wählten. Mit 29 Jahren übernahm er das Amt eines Friedensrichters und Betreibungsbeamten. Einen noch größeren Schritt ins öffentliche Leben bereitete er vor, als er 1892 die Tochter des damaligen Bezirksstatthalters Meyenberger zur Frau nahm. Vier Jahre später wurde er an Stelle des verstorbenen Schwiegervaters selbst Statthalter des Bezirkes Münchwilen. Um dieselbe Zeit wählten ihn die Bürger seines Wahlkreises in den Großen Rat. Dem thurgauischen Parlament, als dessen Sekretär er lange funktionierte und das er im Amtsjahr 1908-1909 präsiidierte, gehörte er an, bis das Thurgauer Volk ihn, den vorbildlichen Statthalter seiner Regierung, auf Vorschlag der katholisch-konservativen Partei im Frühjahr 1911 selbst in die kantonale Exekutive wählte. — An dieser Stelle sei auch festgehalten, daß J. A. Wiesli in der Armee mit der Zeit bis zum Major der Infanterie vorgerückt war.

Im Regierungsrat übernahm der neue Mann von seinem Vorgänger das Finanzdepartement, mit welchem nach alter Übung das Vormundschaftswesen, der Forst und die Fischerei verbunden waren. Während zwölf Jahren hat Regierungsrat Wiesli die Bürde des Vorstehers einer der heikelsten kantonalen Verwaltungsabteilungen getragen. Als Betreuer der thurgauischen Finanzen war er solid und sparsam. Mit Recht ist es nicht zuletzt als sein Verdienst anerkannt worden, daß der Staat Thurgau die Jahre des ersten Weltkrieges und die Nachkriegszeit ohne finanzielle Erschütterungen bestand. Ein ausgeglichener Haushalt, das war das einfache, aber ehrene Gesetz, dem er nachlebte, als in anderen Kantonen bereits andere Gebräuche in Mode kamen.

Da das «Thurgauer Jahrbuch» nicht bloß die Sonnenseiten des Lebens hervorzukehren hat, darf in diesem Nachruf ohne Verletzung des Grundsatzes «de mortuis nihil nisi bene» gesagt werden, daß es Regierungsrat Alois Wiesli trotz den Vorzügen seiner Sparpolitik nicht gelungen ist, sich die Kritik an der Verwaltungsabteilung, der er vorstand, und an seinen eigenen Fähigkeiten genügend vom Leibe zu halten. So endete seine Regierungszeit mit einem persön-

lichen Mißerfolg, der im Kanton Thurgau zu den seltenen, harten Ausnahmen zählt. Mit der Absicht, den Vorsteher des Finanzdepartementes und seine politischen Freunde zu ernster Prüfung vorgetragener Beschwerden anzuhalten, beschloß die freisinnig-demokratische Partei bei den Erneuerungswahlen vom Frühjahr 1923, Herrn Wiesli die Stimme nicht mehr zu geben. Die Parole tat mehr, als die Kritiker gewünscht hatten: Als auf der Staatskanzlei die Wahlergebnisse zusammengestellt wurden, ergab sich, daß die Stimmzahl des fünften Mitgliedes des Regierungsrates die absolute Mehrheit der gültigen Stimmzettel — alle Mitglieder werden mit nur einem Stimmzettel gewählt — nicht erreichte, und es mußte festgestellt werden, daß damit nach dem thurgauischen Gesetz die Wahl nicht zustande gekommen war. Einer Nachwahl, die möglich gewesen wäre, unterzog sich Regierungsrat Wiesli darauf nicht mehr.

Wollen wir die Schuld an der Niederlage vom Jahre 1923 nicht ganz dem «Undank der Republik» zur Last legen, so muß gerechterweise festgehalten werden, daß Regierungsrat Wiesli in hohem Maße für einen Zustand büßen mußte, dessen er nicht Herr wurde. Er verwaltete seine Departemente mit Hilfe eines — im Verhältnis zu heute — unglaublich kleinen Beamtenstabes. Ein einziger ordentlicher Steuerkommissär war für die Einschätzung aller steuerpflichtigen Personen und Firmen im ganzen Kanton verantwortlich. Die Steuerlast hatte während des Weltkrieges zugenommen und wurde wegen der noch sehr ungenügenden Taxationen namentlich von jenen Bevölkerungskreisen, die nichts zu verheimlichen hatten, nur schwer ertragen. Das Steuergesetz war veraltet, eine Steuerrekurskommission gab es noch nicht; andere Mängel des Apparates kamen hinzu. Regierungsrat Wiesli wurde so das Opfer einer noch mit allzu primitiven Mitteln arbeitenden Verwaltung. Ein etwas selbstherrliches persönliches Gebaren mag die Lust zur Kritik nicht eben besänftigt haben. Trotz dem unvorhergesehenen Abbruch seiner Laufbahn wollen wir, so schloß die «Thurgauer Zeitung» ihren Nachruf, nicht vergessen, daß Alois Wiesli dem Kanton Thurgau während einer sehr kritischen Zeit ein getreuer und sparsamer Verwalter war, der ein schwieriges Amt nach bestem Können betreut hat.

Die Dienste Alois Wieslis wurden außer von der thurgauischen staatlichen Verwaltung von manchen anderen öffentlichen Behörden und Einrichtungen in Anspruch genommen. Er war lange Zeit Mitglied der thurgauischen Spitalkommission, des Verwaltungsrates der Mittelthurgaubahn und der Rheinsalinen, weiter Mitglied der eidgenössischen Expropriationskommission. Dem katholischen Konfessionsteil des Kantons lieb er seine Kräfte als Mitglied der Synode und des Kirchenrates. Mit zunehmendem Alter zog er sich immer mehr in die Stille der Familie zurück. Im Kreise seiner Angehörigen verlebte er in St. Gallen einen sonnigen Lebensabend.

Dr. med. Waldemar Ullmann

8. Dezember 1890 bis 14. September 1944



Wenn wir die Lehrer der Menschheit fragen, auf was es bei unserem Tun und Lassen ankomme, so können wir immer wieder hören, daß der Maßstab für die Bewertung unserer Taten nicht so sehr in ihrem Inhalt liege, in dem, was wir tun, sondern in der Art, wie wir es tun, ob in Liebe und in Übereinstimmung mit den besten Regungen in uns. Bei der Rückschau auf das Leben Dr. Waldemar Ullmanns dürften wir uns damit begnügen, seine Verdienste um seine Patienten und seine Heimat aufzuzählen, und doch, wie wenig wäre damit von dem gesagt, was uns von seinem Wesen unmittelbar berührte und etwas von seiner inneren Helligkeit und Verbundenheit mit allem Lebendigen auf uns übergehen ließ. Um es darzustellen, möchten wir es wie die alten Maler machen, die die Menschen, die sie portraitierten, vor den Hintergrund einer Landschaft oder eines Innenraumes stellten, um sie dagegen abzuheben. Denn der Verstorbene bleibt uns in der Erinnerung mit dem Hintergrund seiner engeren Heimat, des Untersees, verbunden, mit seiner freundlich in sich beruhenden Wasserfläche, den grün umfangenden Ufern, den lieblichen Namen seiner Schlösser, wie Lieben- und Freudenfels. Wenn gar an Sommerabenden die scheidende Sonne See und Himmel zu einer einzigen Farbenglut von Gold und Purpur verschmilzt, dann weilt man gern in diesem Abendland mit seinen jahrhundertealten Zeugen und der Kapelle im früheren Kloster- und jetzigen Kurgarten von Mammern, die barock ausgeschmückt ist und eine Himmel und Erde verbindende Daseinsfreude verkörpert. Doch wie die Zeiten hier ineinander-

gehen, so tun es auch die Grenzen, und es trug mit zum offenen Wesen des Verstorbenen bei, daß er in einem Grenzlande wohnte und sich durch die Auswüchse der Zeitgeschichte das Menschliche nicht verdunkeln ließ, wo er es noch zu finden hoffte. In dieser Umgebung wuchs er auf und genoß das selten gewordene Glück, auch seine Mannesjahre hier verbringen zu dürfen, bis zuletzt sich der Gegenwart seiner Eltern erfreuend. Vom Vater die «Frohnatur» erbend mit ihrer sprudelnden Lebendigkeit, hatte er von der Mutter den schweigsamen Ernst übernommen, der sein Wesen vertiefte, so daß er nichts Irdischem fremd und lieblos begegnete. Wie die Dichter die Heimat, in die sie hineingeboren sind, in ihrem Werk zur Anschauung bringen und damit Generationen an ihrer Eigenart und Schönheit teilnehmen lassen, so konnte auch der Verstorbene die großen Scharen der Anstaltsbesucher in den Segen seiner Heimat einführen, dem er auch im Park und Kurhaus sowie auf den weiterführenden Wanderwegen eine immer schönere Stätte verlieh. Doch durfte er, der die Kuranstalt von seinem Vater übernommen hatte, sie keinen eigenen Nachkommen überlassen, so daß es für ihn eine Genugtuung war, mit einer Stiftung über seine Zeit hinauswirken und seiner Heimat etwas Bleibendes hinterlassen zu können. Das Schloß Eugensberg wurde für die Öffentlichkeit angekauft und ihr erhalten als ein Juwel in der Krone, die die Schlösser und Klöster um den Untersee legen. Als Präsident des Kur- und Verkehrsvereins vom Untersee und Rhein hat es der Verstorbene nicht mehr erlebt, die Uferbahn elektrisch betrieben zu sehen, er, der in seiner Jugendzeit noch im Pferdewagen über den Seerücken auf den weit ausschauenden Straßen nach der Kantonshauptstadt fuhr, wo er das Gymnasium besuchte. Hier und an den Universitäten von Genf, München und Basel, später während der freien Winterhalbjahre an den Kliniken von Zürich, London, Paris und Wien hat er immer ausdauernd studiert. Von solch einer Reise nach Österreich brachte er auch seine Frau mit, die man als gute Pianistin an Konzerten in der Bodenseeregion hören durfte und die ihm in der Anstalt

leitend zur Seite stand. Mit seinen gediegenen medizinischen Kenntnissen konnte er die natürlichen Heilfaktoren der Kuranstalt, deren Leiter er seit 1927 war, um die modernen Methoden der inneren Medizin bereichern, die in Verbindung mit seinem fühlenden Wesen und der Hilfsbereitschaft seinen Patienten zugute kamen. Auch in der näheren und weiteren Ferne wußte sich der Verstorbene durch seine angeborene Überlegenheit sowie durch seine Rednergabe eine Heimat unter Menschen zu schaffen, sei es im Schülerturnverein Concordia, in der Studentenverbindung Teutonia in Genf, in politischen, militärischen und gemeinnützigen Vereinigungen, die er zu führen und zu fördern verstand. In gut demokratischer Weise ging seine Tätigkeit vom nächstliegenden Wirkungs- und Menschenkreise zum umfassenderen über; auf dem Bildungsgange von der dörflichen Primarschule in Mammern, auf dem Wege der Politik von der Gemeinde und dem freisinnigen Bezirksverein in Steckborn aus. Auf diesem Wege folgte er seinem Vater, dem Nationalrat, und seinem Bruder, dem Ständerat, für eine kürzere Amtsdauer als Großrat, dabei mehr das allgemeine Wohl im Auge behaltend, als sich einseitig der Parteipolitik zu verschreiben. Seine Anteilnahme und Verantwortung machte auch vor den militärischen Schranken nicht Halt. Als Sanitätsoffizier der Grenzbrigade erwarb er sich große Verdienste um die kriegsmäßige Organisation des Sanitätsdienstes und konstruierte auch ein Transportmittel für den Verwundetenrückschub, das dann von der Armee unter seinem Namen übernommen wurde. Erstaunlich war die innere Erneuerungskraft des Verstorbenen, die ihn jugendlich und heiter erhielt. Für die Schwächen der Menschen fand er einen Ausgleich in seinem Humor, und die Sympathien, die er diesen so freigebig entgegenbrachte, speisten auch ihn wieder in rückläufigem Zustrom. Um diese lebendige Mitte sind wir nun durch einen jähen Tod beraubt worden, der ein reich entfaltetes Dasein mit der rätselhaften Tragik schloß, die heute überall die Welt erschüttert, die aber von dem Licht, das durch den einzelnen Menschen bricht, immer wieder erhellt werden kann.

R. B.